

Simon Wiesenthal: Doch die Mörder leben. Herausgegeben und eingeleitet von Joseph Wechsberg. München/Zürich 1967. Droemer-Knaur. 430 Seiten.

Die Frage nach der Verjährungsfrist für nationalsozialistische Gewaltverbrechen hat die Öffentlichkeit in den letzten Jahren immer wieder beschäftigt¹. Auch heute steht bereits wieder fest, daß bis zum Ablauf der Frist im Jahre 1969 noch längst nicht alle Verbrechenskomplexe so weit geklärt sind, daß wenigstens bei dem größten Teil der NS-Verbrecher die Verjährung unterbrochen und Anklage erhoben werden kann. Auch darum ist Simon Wiesenthals aufrüttelndes Buch so ungeheuer wichtig. Der Leiter des Wiener Dokumentationszentrums des Bundes jüdischer Verfolgter des Naziregimes berichtet hier geradezu unglaubliche, jedoch authentische Geschichten; eine der unglaublichsten ist die über den früheren Beauftragten Adolf Eichmanns in Den Haag, den Juristen Erich Rajakowitsch, rechtskräftig wegen Verbrechen verurteilt und weiterhin auf der holländischen Fahndungsliste, heute ein wohlhabender Geschäftsmann in Graz, der sich nicht gescheut hat, den Verfasser auf Grund des Rajakowitsch-Kapitels in diesem Buch wegen angeblicher Ehrkränkung in München zu verklagen. – In einer eindrucksvollen Einleitung schildert der Herausgeber, der bekannte Publizist *Joseph Wechsberg*, Simon Wiesenthal und seine Aufgabe: seit 1945 versucht er, über alle Widerstände hinweg, die Mörder von 11 Millionen Menschen – Juden, Jugoslawen, Russen, Polen, Tschechen, Holländern, Franzosen und vieler anderer Nationen – vor die Gerichte zu bringen. Sein Buch ist mehr als ein dokumentarischer Bericht der einzelnen sensationellen Fahndungen nach Verbrechern wie Eichmann, Mengele, Stangl und Bormann und seines erfolgreichen Kampfes gegen die nationalsozialistische Fluchthilfeorganisation ODESSA – jedes Kapitel läßt das unvergeßliche Bild eines Mannes erkennen, dem es nicht um Rache und Vergeltung geht, sondern um Gerechtigkeit gegenüber den ehemaligen Repräsentanten der nationalsozialistischen Rassendoktrin und bürokratischen Todesmaschinerie (wie z. B. den früheren Vorgesetzten von Rajakowitsch, Wilhelm Harster, bis 1966 Oberregierungsrat im Bayrischen Innenministerium) und um das mahnende Andenken an die Millionen ihrer Opfer. A. Götz v. Olenhusen

Rom und die Juden – Israel und die Jahrtausende – Die Juden in ihrem Land

Eva und Zeev Goldmann/H. Wimmer: Das Land, das ich dir zeigen werde, Israel und die Jahrtausende. Luzern/Frankfurt 1967. C. J. Bucher Verlag. 162 Seiten.

Pinchas E. Lapide: Rom und die Juden (vgl. o. S. 156 f.).

David Ben Gurion (Hrsg.): Die Juden in ihrem Land – Die Geschichte des Volkes Israel von den Anfängen bis in unsere Zeit. Würzburg 1967. Arena Verlag. 392 Seiten.

„Wir erkennen heute, daß viele Jahrhunderte der Blindheit unsere Augen verhüllt haben...“ So beginnt das „Bußgebet“, das Papst Johannes XXIII. wenige Tage vor seinem Tode verfaßt haben soll. Obwohl seine Authentizität² von niemanden bestätigt, vielmehr entschieden bestritten wurde³, steht es gleich bei zwei Büchern, die die-

sen Herbst erschienen sind, auf der ersten Seite. Offenbar haben die Autoren, es sind in beiden Fällen Juden aus Israel, das Gebet als kongenial mit der Geisteshaltung und ihren Eindrücken von Papst Johannes empfunden. Jedenfalls spiegelt sich darin, wie einer von ihnen ausdrücklich anmerkt, „das neue Verhältnis der Kirche zu den Juden“. Man könnte umgekehrt sagen, die Tatsache dieser Zitierung bezeugt auch ein neues Verhältnis der (oder doch dieser) Juden zur Kirche.

Dieses Verhältnis zu verbessern ist das ausdrückliche Anliegen des Werkes von P. E. Lapide, *Rom und die Juden* [vgl. o. S. 156 f.]. Lapide ist Jude aus Israel und Historiker. Er beginnt mit der Bemerkung, es sei „keine Übertreibung, wenn man sagt, daß ein frommer jüdischer Eremit sein gesamtes religiöses Leben damit zubringen könnte, die 613 Vorschriften seines Glaubens zu praktizieren, ohne überhaupt festzustellen, daß es das Christentum gibt. Anders der fromme Christ, der seine heiligen Schriften nicht aufschlagen kann, ohne mit dem konfrontiert zu werden, was die Kirche, das Mysterium Israel zu nennen liebt. Der Mangel daran – vom jüdischen Standpunkt aus betrachtet – ist der, daß sämtliche Bemühungen der Christen, dieses Geheimnis zu enträtseln, dazu führen, daß dem Judentum fast nur negative Aspekte zugeschrieben wurden.“ Und es beginnt die Geschichte der „seltsamen Ambivalenz“, die seit dem dritten Jahrhundert christlicher Zeitrechnung das Verhalten der Christen zu den Juden charakterisiert. Es ist dies für den Autor allerdings nur die Vorgeschichte. Denn wie der präzisere Titel des englischen Originals ankündigt, geht es ihm um die *letzten drei Päpste und die Juden*, und hier ganz speziell um die Rehabilitierung des von Rolf Hochhuth angeschlagenen Rufes Pius' XII. in dieser Frage. Obwohl im einen oder andern Echo die „Gegenposition“ zum Stellvertreter als „vielleicht ein wenig zu radikal“ empfunden wurde, hat der Autor als aufrechter, unvoreingenommener Mann offenbar auch bei seinen Glaubensgenossen Anerkennung gefunden. The „Jewish Chronicle“ in London mindestens findet Lapidés Beweisführung „schlüssig“ und fragt: „Hätten denn Papst Pius XII. und seine Kirche überhaupt mehr tun können?“ Aber mit der Berichtigung des Stellvertreters ist das Anliegen des Autors keineswegs erfüllt. Das was wir vorhin „Vorgeschichte“ nannten, kann er gewiß nicht ohne weiteres als belanglos ansehen. Es reicht zu nahe an unser Jahrhundert heran, als daß darin nicht mit einer psychologischen Wurzel für den Antisemitismus gesehen werden müßte, der im Dritten Reich seine grauenhaften Haßorgien gefeiert hat, mögen diese auch, wie Lapide (S. 368 bis 370) nicht zu dokumentieren vergißt, das Christentum als „Frucht des Judentums“ miteingeschlossen haben.

Es ist richtig und wichtig, daß ein heute lebender Katholik erfährt, wie man in Rom noch unter Leo XIII. geredet und geschrieben hat. Wenn dabei die „Civiltà Cattolica“ eine besonders traurige Rolle spielte, so wäre (zu Seite 32) anzumerken, daß die Bezeichnung „Zeitschrift des Jesuitenordens“ nicht ganz exakt ist. Wie heute wurde die „Civiltà“ zwar von italienischen Jesuiten redigiert, aber nicht als freie Veröffentlichung ihrer Ordensprovinz, sondern als unmittelbar vom päpstlichen Staatssekretariat abhängige, jedes Mal vorzensurierte, oft auch von dort diktierter oder doch inspirierter Zeitschrift. Was nun freilich nicht heißen soll, die Jesuiten hätten deshalb in dieser Angelegenheit weniger Bußgesinnung nötig, um sich künftig vor Rückfällen zu schützen. In seinem letzten Kapitel

¹ Vgl. FR XVI/XVII, 1964/65, S. 95 ff.

² s. o. S. 156 – Lapide (S. 349) orientiert in einer ausführlichen Anmerkung über die Geschichte der Veröffentlichung und der nachfolgenden Dementis dieses Gebets und über seine Einstellung dazu.

³ Vgl. o. S. 106.

„Ein neuer Anfang“ bezeichnet Lapide eine Ansprache des Jesuitengenerals Pedro Arrupe vom 18. April 1966 in New York als den „Taupunkt“, weil hier ein reuiges Eingeständnis erfolgte, das „The Jewish Chronicle“ ein Mea Culpa¹ nannte: „Das Rad der Geschichte“, so schließt Lapide, „hat anscheinend eine völlige Umdrehung gemacht. Der Jesuitengeneral hat endlich so gesprochen, wie Jesus gesprochen haben könnte.“ (S. 341. Den hier zitierten Sätzen aus der Generalsrede wünschte man weiteste Verbreitung: nicht aus apologetischen Gründen, sondern zur Läuterung des katholischen Bewußtseins im Sinne dessen, was Arrupe ein „übertriebenes Loyalitätsgefühl der eigenen Kirche gegenüber, auf Kosten der Liebe“, nennt!) Zum Abschluß seines Werkes spricht der Israeli Lapide die Hoffnung auf die Anerkennung seines Staates durch den Vatikan aus. Diesen „letzten Schritt“ sieht er in Aussprüchen von Papst Johannes und Papst Paul bereits vorbereitet oder doch verheißen. Sein Schlußwort: Israel wartet.

Einen großformatigen (25 × 32 cm) und großartigen Bild- und Textband über dieses „Israel und die Jahrtausende“ legt der Bucher Verlag unter dem Titel „Das Land, das ich dir zeigen werde“ auf den Weihnachtstisch. Zwei Gründe sind es, warum dieses Prachtbuch viele Schenkende und Beschenkte finden wird: die phantastischen, nur in diesen Dimensionen voll zur Wirkung gelangenden Farbaufnahmen von Hed Wimmer und die Bewältigung einer viertausendjährigen Geschichte, die mit einer Sippe von Hirten im zweiten Jahrtausend vor unserer Zeitrechnung beginnt und mit dem „Sechstagekrieg“ dieses Sommers in unsere unmittelbare Gegenwart hineinreicht.² Dieser Aufgabe hat sich ein seit 1940 in Israel lebendes Ehepaar unterzogen: die Kunstkritikerin Eva Goldmann und ihr Lebensgefährte, der Archäologe und Kunsthistoriker Dr. Zeev Goldmann. Die endgültige Textredaktion besorgte Horst Braunschweiler, die Gestaltung Emil M. Bühner. Solchem Zusammenwirken ist es zu verdanken, daß man auch schon beim bloßen Blättern immer wieder innehält und bald einen großgedruckten Bibeltext, bald eine ausführliche Bildlegende in den Randspalten liest. Wem nun das Verhältnis von Christentum und Judentum besonders am Herz liegt, das in dem als Vorspruch gewählten Bußgeber ausgedrückt ist, wird nicht unterlassen, das Kapitel „Die Geburt des Christentums“ genauer zu lesen. Eingerahmt von den Texten Gal. 4, 4, Matth. 5, 43–44 und

¹ Vgl. *Jewish Chronicle*, London, 22. 4. 1966; Wir entnehmen daraus das Folgende und bringen es in deutscher Übersetzung: New York (18. 4. 1966). Der Jesuitengeneral, Pater Pedro Arrupe, hat ein bemerkenswertes Bekenntnis vor einer Zuhörerschaft abgelegt, bei der u. a. anwesend waren der Erzbischof von New York, *Kardinal Spellman*, und der Kanzler des „Jewish Theological Seminary of America“, *Rabbiner Dr. Louis Finkelstein*. Als Pater Arrupe erklärte, daß die Jesuiten nun ermutigt wären, in der ökumenischen Bewegung eine führende Rolle einzunehmen, drückte er die Zuversicht aus, daß es einen bestimmten Platz „für spezifischere Kontakte zwischen den Jesuiten und den führenden jüdischen Persönlichkeiten gibt“. Pater Arrupe, der aus Rom kam, um die Jesuiten in Amerika zu besuchen, sagte: „Wir alle müssen von der Vergangenheit her gemeinsame Bürden tragen, so wie ein übertriebenes Loyalitätsgefühl der eigenen Kirche gegenüber, auf Kosten der Liebe: einen allzu strengen Wahrheitsbegriff, wo bisweilen persönliche Ansichten mit der göttlichen Offenbarung verwechselt werden; einen irregeleiteten Eifer für die Verbreitung des Evangeliums, der bisweilen mit Mitteln durchgesetzt wird, die nicht immer mit diesem Evangelium in Übereinstimmung stehen; eine Unkenntnis vom wahren Denken anderer oder eine allzu rasche Fehlbeurteilung der Motive; ein allzu leichtes Nachgeben nationalistischen oder parteilichen Vorurteilen gegenüber.“

² Vgl. 2. Umschlagseite.

4, 5, 6, 8–10 (Bergpredigt) wird dieses Thema in zwei Abschnitten „Christentum und Judentum“, „Christentum und Heidentum“ behandelt^{2a}. Hier, in dieser heiklen Frage, bedauert man als christlicher Leser, daß sich die Verfasser nicht, wie wir es beim Historiker Lapide so angenehm empfunden haben, offen „vom jüdischen Standpunkt aus“ äußern. Denn ganz gewiß ist es für den Christen wichtig und interessant zu erfahren, wie ein Jude die Entstehung des Christentums und seine Loslösung vom Judentum sieht und wie er, was ja zum Beispiel an der hebräischen Universität zu Jerusalem auf wissenschaftliche Weise geschieht, das Neue Testament liest. Statt dessen gibt sich die Darstellung als allgemeingültig, und da die Verfasser (über die man, außer auf dem Klappendeckel, nirgends etwas erfährt) in der Theologie- und Glaubensgeschichte eben doch nicht ganz zu Hause sind, kommt es zu Äußerungen, die den christlichen Leser stoßen, und zu solchen, denen auch der Jude mindestens nicht unbestrittene Geltung zumessen kann³. Solche Schönheitsfehler wären zu vermeiden; denn es gibt heute erfreulicherweise allenthalben Freundeskreise von Juden und Christen, wo man zur fachkundigen Beratung solcher Darstellungen gewiß bereit ist.

Ungefähr gleichzeitig und fast im gleichen Format (22 × 30,5 cm) ist im Arena-Verlag die deutsche Ausgabe des vor einem Jahr in London von Ben Gurion herausgegebenen Werkes „The Jews in their Land“ herausgekommen: *Die Juden in ihrem Land. Die Geschichte des Volkes Israel von den Anfängen bis in unsere Zeit*.

Trotz der Ähnlichkeit des Themas ist dieses Buch in Konzeption und Aufmachung sehr verschieden von dem vorausgehend besprochenen. Nicht das Bild steht im Vordergrund, sondern der Text (obgleich er mit vielen interessanten, auch farbigen Bildern und Tafeln und Karten illustriert ist): insgesamt 392 Seiten, mehr als doppelt soviel wie der Bucher-Band. Mehrere Verfasser haben sich in die Aufgabe geteilt: sie werden leider nur generell als „bekannte Staatsmänner, Historiker und Archäologen vorgestellt, so daß der Uneingeweihte nicht einmal erfährt, ob alle heute in Israel beheimatet sind. Daß es sich aber um Forscher ohne Scheuklappen handelt kann man gleich am ersten Beitrag von Prof. Yohanan Aharoni sehen, der die Periode von 1200–587 v. Chr. (Von den Anfängen bis zum Exil) beschreibt. Er scheut sich nämlich nicht, das „Land“, von dem die Rede ist, Palästina zu nennen, obwohl dieser Name heute bei manchen Juden und Israelis verpönt ist, sei es ob seiner Beanspruchung durch

^{2a} S. 82–84. Vgl. ferner die sehr guten Bemerkungen über die Bewegung der Essener und das Christentum (Ähnlichkeiten und Unterschiede. S. 381).

³ Störend wirkt es auf den Christen, wenn er S. 83 liest: „Die Gestalt Jesu wird nunmehr mit dem sich entwickelnden Christentum vergöttlicht“, und ebenso ungeschickt wie ungenau ist der Satz S. 84 von den „Dogmen der Sakramente wie Taufe, Messe, dem Sterbesakrament (Letzte Ölung)“, die ein „Erbe des ausgehenden Altertums“ und „auf das Vorbild der spätantiken Mysterienreligionen zurückzuführen“ seien. Von jüdischer Seite dürfte kritisiert werden, daß die Funktion des Exils und der Diaspora für den „entscheidenden Schritt zur individuellen Heiligung – unabhängig von Zeit, Volk und Raum“ zu wenig gesehen und nur im Sinne „starker Tendenzen in diese Richtung bei den Propheten, vor allem Jesaja“, erwähnt wird. Die Verfasser sind selbstverständlich berechtigt, als ihre These die unveränderte national-religiöse Grundkonzeption des Judentums zu behaupten und damit auch festzustellen, die jüdische Lehre, die Thora, mache „nicht den Schritt zu dem christlichen Ideal einer universalen Humanität“, aber man hätte gern etwas über den heutigen Pluralismus im jüdischen Glauben erfahren.

die Araber, sei es durch die Erinnerung an die Philister, die darin anklingt. Die ganze Darstellung ist sehr informativ und realistisch: die materiellen Gegebenheiten, die geographische Lage und das gebirgige Terrain liefern den Ausgangspunkt, sodann das, was der Spaten des Archäologen aus dem Boden zu Tage fördert. Im Vergleich dazu wirkt der Band aus dem *Bucher-Verlag* „idealistischer“, aber auch künstlerischer und geistlicher. Er folgt weitgehend der Bibel des Alten Testaments, mit dem „Garten Eden“ beginnend und verweist die archäologischen Bemerkungen buchstäblich (und gekonnt) an den „Rand“, so daß sie als Bestätigung der „biblischen Geschichte“ erscheinen. Auch im *Arena-Band* Ben Gurions weist freilich schon das Vorwort des Präsidenten Shazar auf die „biblische Historiographie“ hin, die die Nation von ihren frühesten Anfängen an begleitete, so daß „die Geschichtsschreibung des jüdischen Volkes so alt wie die Kulturgeschichte des Volkes selbst“ ist; aber der biblische Text wird mehr zur Bereicherung historischer Auskünfte beigezogen, als daß er von seinen Grundaussagen her die Darstellung bestimmen würde. Nun es entbehrt nicht der Spannung, die Geschichte Israels einmal mehr politisch und soziologisch zu verfolgen. So fragt denn auch im zweiten Teil, Die Propheten, Dr. Eliahu *Auerbach* zunächst nach Anlaß und Ursache für das Phänomen der Prophetie. „An der machtvollen Gestalt Elias', des Vorgängers von Amos, kann man die Verwandlung eines Wahrsagers in einen Propheten studieren.“ Die zeitliche und räumliche Abgrenzung beider Erscheinungen – der Wahrsagerei und der Prophetie – liegen für Auerbach eindeutig fest, und man gewinnt gerade in diesem Abschnitt einen Begriff, was in jener Epoche der „Süden“ (näher der „Wüste“ und dem Nomadentum), was der „Norden“ (mehr von Kananäern durchsetzt und dem Ackerbau ergeben) bedeutete. Mit Interesse liest man die Abschnitte über die poetische Vision – „alle Propheten waren Lyriker“ – und über die Versuche zur Unterscheidung von wahren und falschen Propheten. Überraschend, aber durchaus überzeugend stellt der Verfasser sodann Moses den „größten der großen Propheten Israels“ an die Spitze seiner Einzeldarstellungen literarischer Prophetie (Amos, Hosea etc.) und durchaus zu Recht endet sein Beitrag mit einem Abschnitt über das auch noch im Islam und vor allem im Christentum, ja in der gesamten Kulturentwicklung der Menschheit weiterwirkende Vermächtnis der Propheten: „Ihre Träume vom Weltfrieden stellen auch heute das Ziel und Streben der Menschheit dar. Seit 2000 Jahren bildet ihr unermüdlicher Ruf nach sozialer Gerechtigkeit und nach dem Schutz der Schwachen eine der mächtigen, vorwärtsdrängenden geschichtlichen Kräfte...“ Was man aber vermißt, ist ein Hinweis darauf, daß der Geist der Prophetie nicht auf die Bücher der Propheten beschränkt ist und wie weit er auch die sogenannten historischen Bücher durchwaltet. Andererseits wäre es nahe gelegen, irgendwo in dem Buch den Beginn der eigentlichen jüdischen Geschichtsschreibung anzugeben und dabei die Geschichte von der Thronbesteigung Davids zu erwähnen. Überhaupt wäre ein Abschnitt über den Ursprung der Bibel in ihrer überlieferten Gestalt gewiß kein Luxus gewesen. Was darüber S. 55 zu lesen ist, wirkt allzu dürftig. Dagegen wird zu Beginn des *dritten Teils* (Von der Babylonischen Gefangenschaft bis zum Bar-Kochba-Aufstand) eingehender auf die Entstehung der Klagelieder und anderer poetischer Äußerungen (Gebete, Weissagungen) und auf ihre Bedeutung als festes Band zwischen den Juden im

Exil und den daheimgebliebenen hingewiesen. Zugleich wird die falsche Vorstellung bekämpft, als seien alle oder die Mehrzahl der Juden in die Gefangenschaft gezogen. Wie es sich aber mit ihr wirklich verhielt, ist (ob der Spärlichkeit der Quellen) auch in dieser Darstellung nicht zu erfahren. Um so ausführlicher wird das Wirken Esras und Nehemias nach der Heimkehr wiedergegeben, wogegen die Darstellungen der religiösen Strömungen, der eschatologischen und messianischen Hoffnungen und der apokalyptischen Literatur gegen Ende der vorchristlichen Zeitrechnung abfällt. Hatte man dafür nicht mehr als eine Seite übrig, so müssen wir uns auch nicht wundern, daß der *Entstehung des Christentums* ganze sechs Zeilen gewidmet sind. Immerhin geschieht dies mit einem Satz, der an das „Kriterium“ erinnert, das die Apostelgeschichte (5, 34–39) dem großen Gamaliel in den Mund legt: „Wie andere messianische Bewegungen erwuchs auch das Christentum aus dem Glauben an das baldige Ende der Welt. Während aber die anderen mit dem Tode oder dem Scheitern ihrer Führer in Vergessenheit gerieten, zog das Christentum Kraft aus dem Kreuzestod seines Begründers unter Pontius Pilatus“ (S. 152). Es wird dann noch erwähnt, daß auch Juden aus der hellenistischen Diaspora in Jerusalem Jesu Jüngern zuströmten, während der Prozeß der Loslösung des Christentum vom Judentum, auch in seinem Zusammenhang mit der Zerstörung Jerusalems, völlig unerwähnt bleibt.

Das Wort „christlich“ taucht erst wieder im vierten Teil auf, wo von der Herrschaft Konstantins und des christlichen Byzanz, von der Christianisierung Palästinas und den gleichzeitigen antijüdischen Gesetzen die Rede ist. Von da spannt sich der Bogen bis zu den Kreuzfahrern. Und hier muß jeder christliche Leser erschüttert werden, wenn er in einem zeitgenössischen Bericht liest: „Die Christen gaben sich ganz ihrem Trieb zu morden hin.“ Davon hebt sich die Toleranz, ja der Aufruf zur Rückkehr der Juden seitens des siegreichen Sultans Saladin ab. Die weitere Darstellung zeigt freilich, daß in den folgenden Jahrhunderten muslimischer Herrschaft das Los der Juden dann doch keineswegs beneidenswert war.

Nach einem fünften Teil über die vierhundert Jahre ottomanischer Herrschaft (1517–1917: welche Daten für Ost und West!) kommt endlich im sechsten Teil David *Ben Gurion* selber zu Wort. Ausführlich schildert er die Geschichte der ersten Siedlungen beginnend mit *Petach Tikva* (1878) und die Entwicklung der Dinge nach der Balfour-Erklärung, der Bildung jüdischer Bataillone (1917) und dem Abkommen zwischen Dr. Weizmann und Emir Feisal (1919). Ben Gurion beschuldigt die britische Militärverwaltung, damals als erste feindselige Gefühle gegen die jüdische Gemeinschaft gezeigt und damit die Araber angesteckt zu haben (S. 297, vgl. das Verhalten während der Pogrome von 1920, S. 300). Deutlich stellt er auch heraus welche Enttäuschung das Verhalten des britischen Hochkommissars, des Juden Sir Herbert Samuel, für die Zionisten und Einwanderer war. Die Darstellung der Staatsbildung, der Außen- und Innenpolitik und der kriegerischen Ereignisse durchziehen immer wieder Hinweise auf Einwanderungs-, Siedlungs- und Industrieentwicklung. Das Unentwegte dieses Prozesses inmitten so vieler Hindernisse und Angriffe hinterläßt im Leser einen nachhaltigen Eindruck. Der Sechs-Tage-Krieg dieses Jahres ist nicht mehr berücksichtigt und die Grenzen auf der letzten Karte sind heute überholt. Nicht überholt aber ist der Epilog Ben Gurions. Er beschwört noch

einmal den Geist der Propheten und ihre Zielvorstellung der Gerechtigkeit, der Nächstenliebe und des Friedens, die für Israel und seine Sendung in der Welt, nicht zuletzt zur Mithilfe an der Entwicklung anderer junger Völker verbindlich sind. Der deutsche Leser wird an Ben Gurions Darstellung besonders vermerken, wie positiv die deutschen Reparationen bewertet und wie knapp die Nazi-greuel angedeutet sind. Wer bedenkt, daß das Buch zunächst für englische Leser geschrieben wurde, wird darob von um so mehr Respekt erfüllt. Ludwig Kaufmann

Eva Beling: Die gesellschaftliche Eingliederung der deutschen Einwanderer in Israel. Eine soziologische Untersuchung der Einwanderung aus Deutschland zwischen 1933 und 1945 (Bibliotheca Judaica). Frankfurt/M. 1967. Europäische Verlagsanstalt. 286 Seiten, 14 Schaubilder.

Diese aufschlußreiche gründliche Arbeit von Eva Beling baut sich auf einem Studium in Frankfurt/M. und an der Hebräischen Universität in Jerusalem mit einer Promotion bei Professor Max Horkheimer 1965 und dem Besuch einer Sprachschule für Neueinwanderer in Jerusalem auf. Hier begegnete sie dem Thema ihres Buches, das für die israelische Gesellschaft ein zentrales Problem darstellt. Nachdem sie vorwiegend mit Hilfe der Wiener Library in London europäisches Material ausgewertet hatte, begann sie in Israel mit der Analyse der dort seit 1933 (damals, vor 1948, Palästina) erschienenen deutschsprachigen Zeitungen und Veröffentlichungen. Sie untersuchte die von mitteleuropäischen Einwanderern gegründete Progressive Partei sowie auch unveröffentlichte Manuskripte, „um den verschiedenen Tendenzen der Eingliederung in die jüdische Gemeinschaft oder der Distanzierung nachzugehen“. Mit Hilfe dieser Untersuchungen entwickelte sie einen Fragebogen (vgl. S. 224 ff.). „Die Studie stellt die Eingliederungsschwierigkeiten einer heterogenen Gruppe, nämlich der deutschen Juden, die zwischen 1933 und 1945 aus Deutschland nach Palästina geflohen waren, in ihrer gesamten Breite dar.“ Sie erörtert die Probleme dieser Integration „in vier sehr unterschiedlich strukturierten, aber als typisch anzusehenden Siedlungen.“ Man erhält nicht nur Einblick in Einzelschicksale, sondern auch eine Übersicht über die soziale Gliederung dieser Alijah im Verhältnis zur dort bereits ansässigen Bevölkerung. Dieses Buch ist nicht nur eine soziologische Untersuchung. Es eröffnet zugleich den Zugang „zur israelischen Gesellschaft, deren konkrete Wertvorstellungen, die in einzelnen Gruppen auch heute noch lebendig sind, auf ihren Ursprung zurückverfolgt werden. Es ist zugleich ein Beitrag zum Verständnis des Verhältnisses zwischen Israel und seinen arabischen Nachbarn.

Im Zusammenhang mit der Sprachenfrage, der Hebräisierung, die für die Integration in Israel als das wesentlichste Symptom der Eingliederung angesehen wird, sei hier zur Illustration ein kleines Beispiel einer Befragung angeführt (S. 194 aus dem Kapitel: Stellung zur israelischen Kultur und zur Hebräisierung und ihr Einfluß auf die gesellschaftliche Eingliederung):

„Zur Aufklärung der Sprachenfrage wurden die folgenden sechs Fragen verwendet, die die Beherrschung des Hebräischen als Schrift- und Umgangssprache prüfen sollten:

Lesen Sie zu Ihrem Vergnügen hebräische Bücher? Welche Zeitungen lesen Sie regelmäßig? Schreiben Sie hebräische Briefe? Wie sprechen Sie zu Hause in Ihrem Familien-

kreis? Wie sprechen Sie mit Freunden? Wie sprechen Sie auf der Straße?

Von den 121 Befragten lesen 38 % hebräische Bücher, 31 % nur hebräische Zeitungen, 44 % schreiben hebräische Briefe, während 15 % zu Hause und 18 % mit Freunden, jedoch 58 % auf der Straße ausschließlich hebräisch sprechen . . .“

Eine Erklärung der wichtigsten hebräischen Begriffe, eine umfangreiche Bibliographie und ein ebensolcher Anmerkungs- teil beschließen dieses äußerst anregende Buch mit einer Fülle ausgezeichnet bearbeiteten Materials, das viele wertvolle Erkenntnisse vermittelt. G. L.

Gerhard Debus: Schalom Israel. Tagebuch einer Reise. Gütersloh 1967. Gütersloher Verlagshaus Gerd Mohn. 199 Seiten, 24 ganzseitige Photos.

Dem Verfasser geht es bei der Schilderung seiner Israelreise vor allem um die Begegnung von ihm selbst, einem Deutschen, mit den Bewohnern Israels, mit Israelis, mit Juden. Geschichte, Landschaft, Archäologie werden in diesem „Tagebuch einer Reise“ wenig berührt. Daß er sich seines Deutschtums ständig so bewußt ist und es wie „eine Last auf den Schultern trägt“ steht im Widerspruch mit seinem Ausspruch, er sei unbefangen gekommen. Es scheint, daß diese Ichbezogenheit einer unbefangenen Beobachtung etwas im Wege steht bei dieser sonst so lebendigen Schilderung des Alltags mit Menschen aller Art. Manches ist zu vereinfacht gesehen, wie u. a. das Wesen von Mea (nicht Meah) Shearim, dem Viertel der Ultrafrommen. Das Buch enthält einige Unrichtigkeiten, u. a. die Universität auf den Skopus war nicht „an Jordanien verlorengegangen“, sondern seinerzeit abgeschnitten worden (S. 170); die Hadassa ist nicht der Sitz des Obersten Rabbinats (S. 171), sondern ein Krankenhaus. Eine Anzahl guter Photographien illustrieren den Reisebericht. G. L.

Joseph Kessel, Noel Calef, Patrice Molinard: „Mein geliebtes Israel.“ In der französischen Originalausgabe „Israël que j'aime . . .“, Paris 1966, Edition Sun. Deutsch von Waldemar Sonntag, Bonn (1967). Verlag der Europäischen Bücherei H. M. Hieronimi. 140 Seiten.

In der bekannten französischen Textbildband-Serie liegt in der 14. Fortsetzung dieser Band über Israel vor, im Großformat mit vortrefflichen Illustrationen. Das Land, seine Atmosphäre und seine Bewohner werden in einzigartiger Weise durch diese Photographien von P. Molinard eingefangen, Joseph Kessel, Mitglied der Académie Française, schrieb die Einleitung, in der er mit einigen Geschichten – wie er dies begründet – darlegen wollte, auf welchen Tiefen von Ereignissen, Hoffnung, Taten, Schmerzen und Wundern . . . das beruht, was sich unseren Bildern darbietet . . .“ (S. 13). Der Begleittext von N. Calef will von der biblischen Zeit durch die jüdische Geschichte bis in die Gegenwart führen. Auch die Bildlegenden sind von Calef verfaßt.

Bei einer Neuauflage sollten Begleittext und Bildlegenden in bezug auf Bibel- und Landeskunde historisch-kritisch und auch auf Druckfehler hin eine gründliche Überprüfung finden. Hier seien anmerknungsweise nur einige Beispiele vermerkt.¹ Denn man möchte dieses, mit

¹ S. 28: „Von Abraham stammen Juden, Christen und Araber ab, und zwar ‚in dieser Reihenfolge‘“, hier sind ethnische und religiöse Kategorien miteinander vermischt worden. – S. 16: Als wahrscheinlich wird die Legende von den „Siebzig“ Übersetzern der Septuaginta angenom-